



Verletzt sein – wie gehen wir damit um?

Predigt zu Johannes 20, 19 – 31 am 19.4.2009

Vorgestern lese ich in einer Dortmunder Zeitung (RN vom 17.04.09):

16 000 Katholiken aus dem Stadtbezirk Hörde und aus dem Stadtteil Berghofen leben in Zukunft in einem großen Pastoralverbund.... Der Leiter des PV Hörde, Thomas Metten, Pfarrer in unserer südlichen Nachbargemeinde, macht das alles nicht mehr mit und wechselt zum 1. Juni 2009 nach Bielefeld. „Ich möchte mich endlich wieder meiner konkreten Aufgabe als Seelsorger widmen und Kirche weniger verwalten“, begründete er den Schritt, der ihm nach 16 Jahren in Hörde schwer fällt. In Bielefeld arbeitet Thomas Metten ebenfalls in einem PV, aber nicht als Leiter. „Das war mein ausdrücklicher Wunsch“, sagt der 45-Jährige. Die PGR-Vorsitzende von Herz-Jesu, Claudia Middendorf, bedauert Mettens Schritt: „Wir sind aus allen Wolken gefallen.“

Wie gehst Du, Kirche, mit Deinem Bodenpersonal um, und welche Verletzungen fügst Du dabei Gläubigen zu, die diese Veränderungen nicht akzeptieren, weil deren Ursachen hausgemacht und selbstverschuldet sind und nicht zu sein brauchten, wenn die dafür Verantwortlichen die Zeichen der Zeit eher erkannt hätten und aufgrund klarer biblischer Aussagen anders darauf reagierten? Diese Personalfrage ist die „Achillesferse“ der gegenwärtigen Situation unserer Kirche.

Sie erinnern sich: Die griechische Mythologie erzählt uns von Achilles, dem Held von Troja. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, um ihn unverwundbar zu machen. Nur eine kleine Stelle an der Ferse, an der sie ihn festhielt, blieb unbenetzt. Genau diese "Achillesferse" wird ihm später zum Verhängnis.

Wir alle möchten gesund, einigermaßen erfolgreich und halbwegs glücklich durchs Leben kommen. Und am Ende wünschen wir uns einen plötzlichen und sanften Tod. Manche Patienten bringen es im Krankenbett auf den Punkt. Fassungslos sagen sie mir: "Ich bin noch keinen Tag so wirklich krank gewesen, und jetzt dieser Schicksalsschlag!"

Die Wirklichkeit ist anders

Schläge kennen wir alle. Manche davon tun auch nach vielen Jahren noch weh. Jeder von uns hat seine wunden Punkte und schwachen Stellen. Verletzungen gibt es viele - selbst erlittene oder anderen zugefügte: enttäuschtes Vertrauen, Versagen, zerstörtes Selbstwertgefühl, gesundheitliche oder berufliche Einbrüche, zerbrochene Beziehungen. Die Zumutungen des Lebens für Leib und Seele sind oft heftig, gelegentlich bitter und manchmal tragisch.

Mit Verletzungen umgehen

Wie gehen wir um mit dem, was uns weh tut oder uns in eine Krise treibt?

Vier Strategien scheint es zu geben: Eine erste Möglichkeit ist, das Schlimme einfach zu verdrängen. Das heißt: nicht drüber reden, nicht weiter darüber nachdenken, Gefühle unterdrücken. Das kostet viel Kraft und bringt uns nicht voran. „Nichts bedrängt uns mehr als das, was wir verdrängen“ (Michel Quoist).

Eine zweite Möglichkeit besteht darin, die Dinge herunterzuspielen und zu verharmlosen: "Das wird schon nicht so schlimm sein." "Andere haben das auch gepackt" heißt es da. Man beißt die Zähne zusammen und spielt den starken Mann oder die unerschütterliche Powerfrau.

Eine dritte Möglichkeit lautet: lamentieren und Mitleid heischen. Sie kennen sicher Leute, die bei jeder Gelegenheit von ihren Leiden erzählen, darin gleichsam baden und es so richtig auskosten, dass andere sie bedauern und ihnen zum x-ten Mal sagen, wie schlimm sie doch dran sind und wie arg das alles ist und dass sie es doch wirklich nicht verdient hätten.

Die vierte Version heißt: Zulassen, Anschauen, das Verletzte entblößen und die Wunde behutsam berühren. Das tut zwar wieder weh, lässt vieles wieder hochkommen und vielleicht werden Tränen fließen. Es ist unangenehm für alle Beteiligten, aber der einzige heilsame Weg. Jeder Arzt handelt so, wenn er nach einer Operation den Verband löst, vorsichtig hinlangt und nachsieht, ob und wie die Wundheilung verläuft.

Zwei verwundete Menschen

Das Evangelium stellt uns heute zwei verwundete Menschen vor. Der Eine hat äußerlich sichtbare Wunden. Es ist Jesus. Der Andere ist Thomas. Er hat innere, unsichtbare Wunden. Mit den tödlichen Verletzungen Jesu, mit dem Thomas die Jahre über treu unterwegs war, ist seine eigene Zukunft gescheitert. Die Nagelwunden in den Händen Jesu machen ihn selbst handlungsunfähig. Die Löcher

in den Füßen Jesu lähmen auch Thomas. Die aufgerissene Seite Jesu macht ihn selbst unbeherzt und mutlos. Wer je einen lieben Menschen hat leiden sehen und hilflos zuschauen musste, wie es der andere vor Schmerzen schier nicht mehr aushalten konnte, der weiß, wie man den Schmerz des andren im eigenen Herzen spürt.

In dieser Situation äußert Thomas einen seltsamen Wunsch: Jesus, lass mich dich in deinen noch nicht verheilten Wunden berühren. Zeige mir deine Wunden! - Warum reicht es ihm nicht, mit Jesus zu reden oder ihn anzusehen? Wunden sind nie schön! Sie riechen manchmal übel, sie eitern vielleicht, oft muss man sich richtig überwinden, sie anzuschauen, weil die Haut in allen Farben schillert. Wenn Thomas dennoch darauf besteht und Jesus es ihm gestattet, offenbart sich hier eine heilsame Lebensweisheit. Wo wir uns eine solch intensive Nähe gestatten, kommt eine große Intimität und Liebe ins Spiel. Wir nehmen einander noch einmal auf einer ganz anderen Ebene wahr, als wir es sonst in Zeiten des Gesundsein und des Glücks oder auch nur im normalen Alltag gewohnt sind.

Nicht in ihren Stärken begegnen sich hier diese beiden Männer, sondern in ihren Verwundungen. Der wunde Thomas an den Wunden seines Herrn und Meisters. Hier offenbart sich ein therapeutisches Paradox: Wo wir an Grenzen stoßen, wo wir uns wund reiben, unsere Zerbrechlichkeit erfahren und sie zulassen und mit anderen dabei einfühlsam und ehrlich in Kontakt sind, da genau ist der Punkt, wo Heilung beginnen kann.

Genau in der Berührung des Schmerzes und nicht in dessen Vermeidung, am noch sichtbaren Ort des Unheils, genau dort, wo im Spüren des verwundeten Anderen die eigenen verdrängten inneren Bilder des Leidens und Sterbens aus der Seele wieder auftauchen, beginnt die Veränderung. In der Gemeinschaft des Schmerzes, Wunde an Wunde, macht Thomas eine Gotteserfahrung und fängt an zu glauben. Nur so kann er sagen: Mein Herr und mein Gott!

Thomas der Zweifler?

Bis heute gilt Thomas als Symbolfigur des Zweifelnden. Es haftet ihm etwas Defizitäres an. So, als ob die anderen Apostel besser wären. Dabei legt er im wörtlichen wie im übertragenen Sinn den Finger auf die Wunde. Dabei kommt er uns sehr nahe. Denn er bringt unsere eigenen Gefühle, Fragen und Zweifel mutig zum Ausdruck.

Die Thomas-Begegnung hilft glauben und leben

Mir hilft, wie Jesus dem unsicheren und zweifelnden Thomas, der seine Bedingungen stellt, begegnet. Die ermutigende Botschaft heißt: Wenn wir über unsere Zweifel offen sprechen, wenn wir unsere schwachen Seiten zulassen und uns auch mit unseren verwundeten Anteilen einander mitteilen, wenn wir sie gemeinsam aushalten - wie auch immer: im Reden, Schweigen, im Miteinander-Weinen oder in einer stillen Umarmung -, dann werden wir heilsam vorankommen und, theologisch gesprochen, vielleicht/hoffentlich (!) eine Erfahrung von Auferstehung machen.

Ich glaube, dass der auferstandene Christus uns auch nahe ist in dunklen Stunden; dass er da ist, wo Menschen leiden; wo sie um ihr Leben, ihre Zukunft und ihren Glauben ringen. Ich nehme die Herausforderung wahr, nicht "einfach so" zu glauben, sondern Gott um Zeichen zu bitten und auch Bedingungen zu stellen. Was für Thomas gilt, gilt für alle Zeiten: Der Auferstandene hat die Wundmale nicht abgeschüttelt, all jene Merkmale, deretwegen wir berechtigte Widersprüche gegen die Hoffnung hegen und an Gottes lebendiger Gegenwart zweifeln.

Der heilige Martin von Tours erblickte im Traum den Bettler, dem er die Mantelhälfte überlassen hatte, als den auferstandenen Christus mit seinen Wundmalen. Der Blick auf den tödlich verwundeten und auferstandenen Christus kann uns helfen, dass wir unsere eigenen Verletzungen anschauen und annehmen, um sie miteinander und in Seiner Nähe heilsam aushalten und durchstehen zu können.